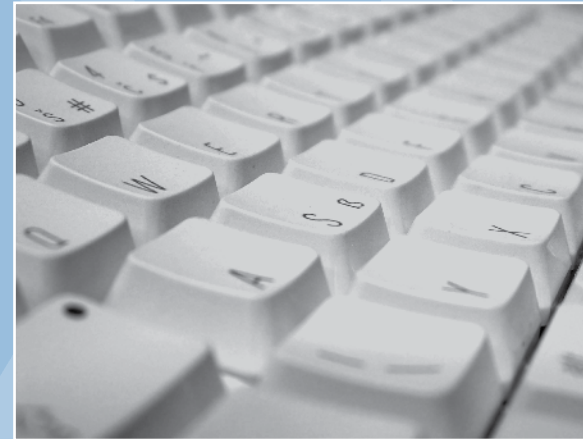




Sprachkreis Deutsch
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern

Mitteilungen Nr. 1+2/2011

nicht erschienen Nr. 3+4/2010



Wenn unsere Sprache verlorengeht, verlieren wir alles. (Sidney Baca, Medizinmann der Apachen)

Verein Sprachkreis Deutsch SKD für gutes Deutsch und achtsamen Umgang mit Anglizismen.

www.sprachkreis-deutsch.ch

Schweizer Orthographische Konferenz SOK für eine sprachrichtige und einheitliche deutsche Rechtschreibung.

www.sok.ch

Schweizer Sprachberatung SSB hilft in Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik, der Textgestaltung und des Stils.

www.schweizer-sprachberatung.ch



Sprachpolitik und Sprachkultur in Europa

Akten des Grazer Symposiums April 2010

Herausgegeben von: Univ. Prof. Dr. Werner Pfannhauser,
1. Auflage, Paderborn 2011, 182 Seiten, 19 Euro
ISBN 978-3-942409-02-5

In diesem Band sind die Vorträge des Grazer Symposiums «Sprachpolitik und Sprachkultur in Europa» zusammengefasst. Diese Veranstaltung

wird durch ihre widerstreitenden Beiträge dazu beitragen, die Diskussion um den Einfluss des Englischen auf zahlreiche europäische Sprachen sinnvoll zu erweitern. Dafür sorgt schon die internationale Besetzung der Tagung, die französische, slowenische, ungarische, slowakische, österreichische und deutsche Referenten aufbieten konnte. Ebenso unterschiedlich wie ihre Herkunftsländer sind die Denkansätze und Diskussionsbeiträge der Teilnehmer der Konferenz.

Mit Beiträgen von: Dr. Reiner Pogarell, Dr. Kurt Gawlitta, Odile Canale, Univ. Prof. Dr. Livia Adamcová, MMag. Dr. Helwig Brunner, Univ. Prof. Dr. Marjeta Humar, Dr. Karl Irresberger, M. A. Thomas Paulwitz, Univ. Prof. Dr. Werner Pfannhauser, Mmag. Tünde Primus-Kövendi, Univ. Prof. Dr. Gerhard Stickel

Vom Werden der deutschen Sprache	4
Reiner Pogarell	
Schweizerdeutsch	9
von Ulrich Knoop	
Begegnungen mit E. Y. Meyer	17
Alfred Reber	
Rat auf Reisen	26
Theodor Ickler	
Die Schule und ihre Rechtschreibungen im fünfzehnten Jahr der Rechtschreibreform	28
Stefan Stirnemann	

Impressum

Herausgeber	Verein Sprachkreis Deutsch SKD CH-3000 Bern (ist kein Postfach)
Tel./Fax	032 331 01 19
E-Post	info@sprachkreis-deutsch.ch
Auflage	1100 Ex.
Druck	Schenker Druck AG, Bern

Kostenlose Exemplare der SKD-Mitteilungen sind beim SKD, CH-3000 Bern, erhältlich.



Liebe Leser

Vorliegende Ausgabe war für November 2010 geplant. Die Autoren hatten ihre Beiträge pünktlich abgeliefert, doch anderes verzögerte die Herausgabe, am wenigsten eigene Erkrankung.

Im vergangenen Jahr durften wir zahlreiche Spenden, kleine und grosse, entgegennehmen. Herzlicher Dank gebührt auch den treuen Beitragszahlern. Geld, mehr noch die Überzeugung für Deutsch sichert die Arbeit eines Vereins, der sich aktiv gegen Sprachzerfall einsetzt und ausgewählte Sprachprojekte fördert. Beobachter und Freunde seiner Taten hat er mittlerweile nicht nur in den Nachbarländern, nein, das Internet überwindet für ihn Grenzen bis nach Nord-oder Südamerika und Afrika. Unterschiedliche Gründe haben die Autoren aus Deutschland und der Schweiz in die «Mitteilungen» geführt. Immer

aber geht es, natürlich, um Deutsch: Sprachgeschichte, Sprechen und Schreiben in der Schweiz, ein Schriftsteller heute, Orthographie.

Mit dem noch andauernden Aus- und Umbau seines Internetauftritts will der Sprachkreis Deutsch «mit der Zeit gehen» und Sprachverantwortung dort übernehmen, wo sie auch vermehrt «ankommt».

Für Ihre Aufmerksamkeit dankt

Peter Zbinden

Präsident SKD, Co-Präsident SOK

Die Ausgabe der Mitteilungen Nr. 3+4 / 2010 hat ausfallen müssen

Versand der Nr. 1+2/2011 mit Beilagen an SKD, SOK, an die Rektorate der Deutschschweizer Gymnasien und Deutsche-Kurrentschrift-Freunde (Schweiz) sowie weitere

- Wegweiser zu einer einheitlichen und sprachrichtigen deutschen Rechtschreibung, SOK/SKD 2010 (ganze Auflage)
- Junker, Der Anglizismenindex, IFB 2010 *
- Stark, Wie viel Englisch verkraftet die deutsche Sprache? IFB 2010 *

– Einzahlungsscheine SKD und SOK (nur Teile der Auflage)

Abo SKD einzeln 40.–, Paar 60.–, Institution 100.– / Spenden nach Gutdünken
Die SOK erhebt keine Beiträge und dankt für Spenden zum voraus

Mitgliederversammlung 2011

(statutarische Geschäfte) am 25. November im «Schützen» Lyss, 16.45–18.00 Uhr

* Alle Bücher IFB sind im Buchhandel erhältlich

Der SKD ist Genossenschafter des IFB Verlags Deutsche Sprache GmbH

Vom Werden der deutschen Sprache

REINER POGARELL

Eine Frage interessiert die Sprecher jeder Sprache ganz besonders: Wie alt ist eigentlich unsere Sprache? Von Kunstsprachen wie Esperanto abgesehen muss die Antwort leider lauten, dass diese Frage niemand beantworten kann. Niemand weiß daher, wann die Geschichte der deutschen Sprache begann. Es gab keine Gründungsveranstaltung. Irgendwann tauchten Funde und Hinweise auf. Irgendeine neue Sprache war entstanden.

Erste Meldungen

Ein wichtiger Fund stammt aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus. Aus dieser Zeit stammt ein in der Steiermark entdeckter Helm, auf dem in etruskischer Schrift folgende Inschrift stand: *HARIGASTI TEIWA*. Die wahrscheinliche Übersetzung lautet «Dem Gastgeber des Heeres Ziu», aber es gibt auch andere Interpretationen. Jedenfalls ist hier der früheste Beleg für eine Sprache, die sich deutlich von den anderen europäischen Sprachen unterschied, die allerdings erst später «Deutsch» genannt werden sollte.

Die Römer sind es, die ausführlicher von dieser Sprache und deren Sprechern berichten, weil ihnen die Germanen nicht nur gelegentlich unangenehm in die Quere kamen. Wörter wie *urus* (Ur) und *alces* (Elche) kennen wir von Cäsar, *framea* (Speer), *glesum* (Glas, Bernstein) und *barditus* (Schlachtgesang) sind uns durch Tacitus überliefert. Richtig würdigen mochten beide Autoren diese wilde Sprache nicht.

Ein großer Text

Zwar gibt es unzählige weitere kleinere schriftliche Belege, doch erst im Jahr 370 erscheint ein großer, wichtiger Text und führt uns diese Sprache in schon erstaunlicher Pracht vor. Zu verdanken ist dieser Text dem Missionseifer der Christen, die unbedingt die heidnischen Germanen bekehren wollten und sogar für die germanischen Goten einen eigenen Bischof ernannten. Bischof Wulfila, ein gebildeter Gote oder Halbgote, wagte das große Werk und übersetzte große Teile der Bibel in die ostgotische Sprache, wobei er Wortmaterial benutzte, das fast überall im germanischen Sprachraum verstanden wurde. Hier ist das berühmte Vater Unser: *Atta unsar, Bu in himinan. Weihnai namo Bein. Qui-mai Biudinassus Bein, wair Bai wilja Beins, swe in himina jah ana air Bai. Hlaif unsarana Bana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns Batei skulans sijaima swaswe jah weis*

afletam ßaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af ßamma ubilin. Unte ßeina ist ßiudangardi jah mahts jah wulßus in aiwins. Amen

Erstaunlich viele Wörter wie *unser, himinan, weihnai, name* usw. sind auch heute noch verständlich. Es ist unsere Sprache. Der Text erreichte eine enorme Verbreitung, wurde immer wieder abgeschrieben und prägte so ganz wesentlich den nun schon offiziellen Beginn der deutschen Sprachgeschichte. Auch andere christliche Texte begleiteten von nun an das Werden der deutschen Sprache. Ungefähr 765 erschien sogar das erste deutsche Buch, ein Wörterbuch lateinischer Wörter und deren deutscher Übertragung, wie sie vor allem durch Missionare geprägt worden waren. Das Buch hatte keinen Titel, wir nennen es heute nach dem ersten Eintrag *Abrogans*. Karl der Große besaß selbstverständlich ein schönes Exemplar dieses Titels.

Sprache der Politik

Die Enkel Karls des Großen sorgten für einen weiteren sprachlichen Höhepunkt, indem sie sich nicht vertrugen. Ludwig der Deutsche (Herrscher über das östliche Frankenreich) und Karl der Kahle (westliches Frankenreich) verbündeten sich gegen ihren Bruder Lothar den Ersten, der weite Gebiete in der Mitte des Reiches beherrschte. Im Jahr 843 trafen sie sich in Straßburg, um ihren Bund zu beenden.

Interessanterweise schworen sie jeweils in der Sprache des Anderen, während die beiden Heere in ihrer eigenen Sprache die Eide leisteten.

Karl der Deutsche sprach:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got geuuzci indi mahd furgibit, so hal-dith thesan minan thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiū thaz er mig so sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan uuillon imo ce scadhen uuerdhen.

Aus Liebe zu Gott und für das Christenvolk und unser gemeinsames Seelenheil, werde ich von diesem Tag an, so mir Gott die Einsicht und die Fähigkeit verleiht, diesen meinen Bruder so beschirmen, wie ein Mann von Rechts wegen seinen Bruder schützen soll, damit er an mir ebenso handle, und ich werde mit Lothar keine Abmachung eingehen, durch die ich ihm absichtlich einen Schaden zufügen könnte.

Die deutsche Sprache hat hier zusammen mit der französischen Sprache ihren ersten großen dokumentierten Auftritt als politische Sprache. Das war eine bedeutende Erweiterung ihres Wirkungsgrades. Sie war jetzt nicht mehr die Sprache eines wilden Volkes jenseits der römischen Grenzen, nicht nur eine Sprache der christlichen Verkündigung, sondern nun schon eine Art Staatssprache, eine Sprache bedeutender Verträge.

Sprache der feinen Dichtung

Von 1170 bis 1230 lebte Walter von der Vogelweide. Der Poet der mittelhochdeutschen Sprache, der erster Berufsdichter, der von Hof zu Hof ziehen musste, um seine Lyrik zu verkaufen. Über 500 Strophen hat er uns hinterlassen. Er war kein Narr, kein Kirchenmann, kein Politiker, sondern jemand, der die Sprache um der Schönheit der Sprache willen verwendete, auch wenn er sich gesellschaftlichen Fragen nicht verschloss:

Ich saz ûf eime steine und dahte bein mit beine, dar ûf satzt ich den ellenbogen; ich hete in mîne hant gesmogen daz kinne und ein mîn wange. Dô dâhte ich mir vil ange, wie man zer welte solte leben. Deheinen rât kond ich gegeben, wie man driu dinc erwurbe, der keines niht verdurbe. Diu zwei sint êre und varnde guot, daz dicke ein ander schaden tuot. Daz dritte ist gotes hulde, der zweier übergulde. Die wollte ich gerne in einen schrîn: jâ leider desn mac niht gesîn, daz guot und weltlich êre und gotes hulde mære zesammene in ein herze komen. Stig unde wege sint in benomen; untriuwe ist in der sâze, gewalt vert ûf der strâze: fride unde reht sind sêre wunt. Diu driu enhabent geleites niht, diu zwei enwerden ê gesunt.

Der nachdenkliche Dichter, der auf einem Stein sitzend die Welt betrachtet, ist zu einer Ikone der deutschen Sprachgeschichte geworden. Endgültig war Deutsch gesellschafts-

fähig geworden, zwar noch nicht ganz gleichberechtigt neben den antiken Sprachen, aber erkennbar gleichwertig.

Das große Epos

Vogelweide schrieb feine Lyrik, seine Zuhörer und Leser waren eher die gebildeten Stände. Wenig weiß man darüber, inwieweit er das einfache Volk erreichen konnte. Das aber gelang dem Nibelungenlied (etwa um das Jahr 1200) in perfekter Weise. Ein großer Abenteuertext war entstanden, die ganze Welt der Stände, der Gefühle, der Werte, der eigenen Werte, nicht der Werte der Antike war entstanden, in dem ergreifend die bisherige Volksgeschichte verarbeitet worden war. *Dô was gelegen aller ze stücken was gehouwen. Dietrich und Etzel si klagten inneclîche. Diu vil michel êre diu liute heten alle mit leide was verendet als ie diu liebe leide. Ine kân iu niht bescheiden, wan ritter unde vrouwen dar zuo die edeln knehte, hie hât daz mære ein ende.*

Wahrscheinlich drangen Not und Elend der Völkerwanderungen durch diesen Text und erreichten so die Menschen des vergleichsweise ruhigen Mittelalters. Auf Königreiche konnte man sich nicht mehr verlassen, zu viele waren untergegangen. Verlassen konnte man sich aber auf Treue, sogar auf Treue bis in den Tod. Der Tod ist dabei etwas Logisches, etwas Unausweichliches. Ein gutes Ende ist nicht zwingend. Die Lust am Untergang hat die Deutschen

zwar nie umgebracht, doch begründete sogar der deutsche Kaiser Wilhelm II. seinen Kriegseintritt mit der «Nibelungentreue zu Österreich», einer Treue, die gemäß literarischer Vorlage keinen Triumph nach sich ziehen konnte.

Im gesamten deutschsprachigen Raum wurde der Text nach seiner Entstehung für viele Jahrzehnte ein ungeheurer Erfolg bei allen gesellschaftlichen Schichten. Ein entnervter Dichter schrieb fünfzig Jahre später: «Wenn ich vor den Leuten meine Lieder singe, so will der erste hören, wie Dietrich von Bern das Land verließ, der zweite, wo König Rother zu Hause war (...) der fünfte von Kriemhilds Verrat (...) außerdem möchte mancher gerne vom Hort der Nibelungen hören ...»

Sprache der Wissenschaft

Damit eine Sprache nicht nur eine Volkssprache, sondern eine Kultursprache ist, muss sie in möglichst allen Bereichen funktionieren. Zwingend gehört dazu die Wissenschaft. Aus Einsiedeln stammt Paracelsus, der von 1493 bis 1541 lebte und als Wissenschaftler bereits zu Lebzeiten eine Berühmtheit war:

Der wahre Gebrauch der Chemie ist, nicht Gold zu machen, sondern Arznei schrieb er und verwandelte dadurch die Alchemie in eine Heilkunde. Heilkunde ist aber für das Volk, und das Volk spricht Deutsch. Zur Überraschung sei-

ner Umwelt verfasste er daher seine wissenschaftlichen Texte in deutscher Sprache und wurde dafür heftig angegriffen. Er verteidigte sich so: *Weil ich deutsch bin – weil ich neu bin – weil ich allein bin.*

Er reiste durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Holland, Dänemark und Ungarn, um seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu vertiefen. Die Ergebnisse stellte er in seiner Sprache vor. Etwas so:

Wenn Arsenik eingenommen wird, ist ein schneller plötzlicher Tod da – da hilft nichts, es ist, als wenn der Kopf abgehauen würde. – Wenn aber nicht der Körper (des Arsens) eingenommen wird – sondern nur sein Spiritus, macht dieser aus einer Stunde ein Jahr und mehr. Das was der Körper in zehn Stunden vollbringt, macht sein Spiritus in zehn Jahren. Es tritt auch nicht so ein greulicher Tod ein. Wer Erkenntnis der Bergkrankheit erlangen will, der muß auch die schnelle Krankheit und ihren Tod wohl kennen, mit allen Zeichen, die dadurch entstehen. An ihnen kann er erkennen, welche Art von Bergsucht es ist. Solche vom Gift infizierten Bergleute neigen leicht zu anderen Krankheiten wie Fieber, Schwindsucht, Tobsucht und zur Bräune.

Seine Sprache ist drastisch, bildkräftig und damit sehr verständlich. Erst 300 Jahre später wurde Deutsch zur anerkannten Universitätssprache. Paracelsus erbrachte den Beweis, dass das möglich ist.

Das Regelwerk der Neuzeit

Das späte Mittelalter bedeutete für die Menschen vor allem Verunsicherung. Nichts war mehr sicher, sogar die Religion wurde – noch vor Luther – angezweifelt. Was als Recht und was als Unrecht angesehen wurde, war nicht mehr klar. Lebensläufe waren nicht mehr vorherbestimmt, alte Berufe verschwanden, neue entstanden. Ein idealer Nährboden für Hellseher, apokalyptische Prediger und Astrologen.

Dem Straßburger Sebastian Brant (1457–1521) gelang 1494 das Kunststück, der europäischen Welt diese Rechts-sicherheit zurückzugeben und zwar durch den ersten europäischen Bestseller, dem «Narrenschiff». Alle Laster und Sünden werden neu beleuchtet und bewertet:

Von Neid und Haß, Feindschaft und Neid macht Narren viel, von den ich auch hier sagen will, der doch entspringt davon allein, daß du mißgönnt mir, was ist mein, und hättest gern, was mir gehört, oder ich bin dir sonst nichts wert. Es ist Neid ein so tödlich Wund, die nimmermehr wird recht gesund, und hat an sich die Eigenschaft, wenn er auf etwas setzt die Kraft, so hat kein Ruh er Tag und Nacht, bis er den Anschlag hat vollbracht. So lieb ist ihm kein Schlaf noch Freud, daß er vergäß seins Herzens Leid; drum hat er einen bleichen Mund, dürr, mager ist er wie ein Hund; die Augen rot und sieht niemand mit ganzen vollen Blicken an. An Saul mit David traf das ein, und Joseph mit den Brüdern sein. Neid lacht nit, als

wenn untergeht das Schiff, das er ertränken tät; und wenn Neid beißt und nagt lang Zeit, so ißt er sich, sich selbst aus Neid, wie Ätna sich verzehrt allein. Drum ward Aglauros zu ei'm Stein. Welch Gift hab in sich Neid und Haß, man spüret zwischen Brüdern das: Kain, Esau und Thyestes, Jakobs Sohn und Eteokles waren von größerm Neid besessen, als wären sie nit Brüder g'wesen ; denn wird entzündt verwandtes Blut, ist um so stärker seine Glut.

Neid ist schlecht, das ist klar. Neu ist die Beweisführung. Sie beginnt mit Alltagserfahrungen, appelliert also an die Vernunft. Erst dann wird die klassischen Beweisführungen, also die Berufung auf alte Schriften und die Bibel herangezogen.

Damit hat die deutsche Sprache ihr Entwicklungsstadium erfolgreich abgeschlossen. Sie kann nun alles. Aus einer dialektalen Stammessprache wurde eine Sprache der großen christlichen Mission, eine Sprache der Politik, der Literatur, der Wissenschaft und schließlich eine Sprache, in der man alle Rechtsgüter einer Welt darstellen kann. Martin Luther hatte es nun leicht, mit seiner Bibelübersetzung die neuhochdeutsche Sprachgeschichte beginnen zu lassen.

(skd) Die Ausführungen folgen dem Buch Sternstunden der deutschen Sprache, erschienen beim IFB Verlag Deutsche Sprache, ISBN Nr. 978-3-931263-27-0
2. Auflage, fest gebunden, 431 Seiten, Preis 24,90 €

Schweizerdeutsch

VON ULRICH KNOOP

Eigentlich hat die Schweiz kein Sprachproblem. Ihre öffentliche und private Kommunikation funktioniert trotz oder wegen der Drei- (oder Vier-) Sprachigkeit gut. Mißverständnisse und Nichtverstehen kommen in gleichen Maße vor wie in anderen, einsprachigen Nationen. Und dennoch: einige Erscheinungsweisen im Umgang und in den Anforderungen an die Sprachlichkeit sind problematisch und können, wenn derzeit geäußerte Vorstellung sich durchsetzen, zu einer Veränderung führen, die auch die Veränderungswilligen so nicht wollen können, weil die gute, ja sogar vorbildliche Schweizer Sprachensituation sonst gestört würde.

Da ist zunächst der Vorschlag, den Klagen der Romanie über eine fehlende deutsche Hochsprache bzw. deren nachlassenden Gebrauch dadurch zu begegnen, dass man Englisch zur Hoch- und Verkehrssprache macht. Man sieht im «Früh-Englisch» die Lösung, wodurch die jungen Schweizer dann in die Lage gebracht werden sollen, ihre Angelegenheiten auf Englisch anzugehen und zu klären. Welche Schwierigkeiten das aufwirft und welcher geringer Erfolg eigentlich absehbar ist, geht allein daraus hervor,

daß die Befürworter ganz naiv von «Englisch» ausgehen, also der Sicht auf «the English language» von einer anderen Muttersprache aus. Und genau diese Muttersprache, nämlich Schweizerdeutsch, hat das «Früh-Englisch» lernende Kind in seinen entscheidenden Sprachlernjahren schon längst als «seine» Sprache gelernt und tut sich dann, wenn das «Fenster des natürlichen Sprachlernens» langsam zugeht, schwer, diese zweite Sprache besser zu lernen als bis zu dem Grad, den wir alle kennen: der Verhandlungstauglichkeit.

Dann gibt es noch eine andere Erwartung, hauptsächlich von beobachtenden Sprachwissenschaftlern entwickelt: die «Hollandisierung», also ein Ausgliederungsprozess aus dem deutschen Sprachverbund mit einer ganz eigenen Hochsprachenversion auf Basis der schweizerdeutschen Dialekte. Ein langer Prozess auf jeden Fall – und ein sehr unwahrscheinlicher, denn die Niederlandse Taal ist eher nicht aus einem zunächst gemeinsamen Niederdeutsch entstanden, sondern schon lange vorher aus altfränkischen Dialekten. Die Schweiz hätte also, wenn eine solche sprachliche Eigenständigkeit Ziel gewesen wäre, schon sehr früh mit deren Ausbau anfangen müssen.

Die Deutschschweizer kommen nicht los vom zuweilen ungeliebten «Deutsch». Und zwar gerade deshalb nicht, weil

sie ihre deutschschweizer Dialektalität so intensiv pflegen, daß diese bis hinein in die öffentliche Sprache verwendet werden kann. Mit diesem «Schwyzerdütsch», wie ich das zusammenfassend nenne, nehmen die Deutschschweizer eine problematische Position in der Sprachlichkeit der Schweiz ein, weil sie die überdachende Hochsprache so nicht realisieren. Bei den anderen Sprachen der Schweiz sind dies Italienisch oder Französisch und für die Deutschschweizer könnte dies ein «Schweizerdeutsch» sein, um dessen Begründung und Erläuterung es im Folgenden geht. Denn die Problematik der Ausbreitung des «Schwyzerdütsch» auf die gesamte deutschschweizer Kommunikation wird durchaus erkannt und in letzter Zeit vermehrt besprochen – zuletzt in den «Schweizer Monatsheften» (Nummer 979).

Die besondere Schwierigkeit mit einer «Hochsprache» wird unmittelbar sichtbar in dem Namen für diese überdachende Sprache: Hoch-Deutsch, also nicht einfach «Deutsch». Das suggeriert etwas Besonderes und auch Höherstehendes, vor allem für den, der es kann, und gibt den Anschein, als beträfe dieses Hoch-Deutsch eine soziale Hervorhebung, kennzeichne also die «Höherstehenden». Im 19. Jahrhundert fühlten Schweizer sich diesem Hochdeutsch noch verbunden, zumal die Schweizer Autoren wie G. Keller und

C.F. Meyer im ganzen deutschen Sprachgebiet erfolgreich waren, und die sehr schweizerischen J. Gotthelf und J. Spyrer besonders im norddeutschen (!) Raum viele Leser fanden.

Aber seit dieser Zeit trug das politische Deutschland, nämlich als «Reich», erheblich dazu bei, daß dieses als befremdend und schließlich als bedrohend wahrgenommen wurde, nämlich als eine Macht, die darauf aus war, die Schweiz «anzuschließen». Die Folgen dieser Reichspolitik sind bekannt und lassen sich in einem traurigen Bild zeigen: das Brandenburger Tor, ein schönes Symbol der Offenheit, wurde nach der Niederlage dieses «Reiches» zugemauert (bis 1989). Dieses Deutschland klingt immer noch nach, nämlich in seiner Sprache – diesem «preußischen Hochdeutsch» –, das zum politischen Signal gemacht worden war. Aber ist das die ganze deutsche Sprache? Zentralistische Staaten bilden sich gerne auch über ihre Sprache ab, sie soll ihre Einheitlichkeit und ihren zentralistischen Gestaltungswillen zum Ausdruck bringen. Sprache wird politisch instrumentalisiert – mit erheblichen Folgen für ihre Freiheit. Instrumentalisierung heißt Ge- und Verbot von sprachlichen Äußerungen, also die Einschränkung ihres Potentials auf das gesellschaftlich-politische «Richtige», um daraus ein Zeichen für die Einheit der Nation zu gewinnen. Kriterium ist hierfür «Gleichheit» der sprachlichen Formen, also genau das, was die Möglichkeiten von Sprache ein-

schränkt und dieses kommunikative Paradies einer endlich «gleichen» Sprache zur kognitiven Hölle werden lässt (Jürgen Trabant). Die Instrumentalisierung von Sprachen geht einher mit der Kennzeichnung von politischen Problemen als sprachliche. Diese identifiziert man mit «Kennwörtern» und will an ihrer Verwendung sehen, welche politische Position vertreten wird. Führt die Verschiedenheit von Sprachen dazu, daß Staaten auseinanderbrechen? Nein, erst die politische Instrumentalisierung von Sprachen zerstört den Zusammenhalt einer mehrsprachigen Nation, weil die grundsätzliche Aufgabe von Sprachen, Verständigung zu ermöglichen, zerstört wird. Die Schweizer Sprachdebatte hat hingegen einen anderen Anlass: hier geht es darum, daß die größte Sprachgruppe, die Deutschschweizer, mit ihrer vermehrten Dialektalität die Verständigung und die Verständigungsmöglichkeiten in der Schweiz gefährden. Die Schweiz wäre aber schlecht beraten, wenn sie ihre Sprachenvielfalt aufs Spiel setzen würde. Denn ihr politisches System beruht auf Verständigung, also gerade auf der Abkehr von sprachlicher Uniformität, nämlich der Anerkennung fruchtbarer Unterschiede. Das, was als Kantönliche bespöttelt wird, ist mit diesem Ausdruck nur unzureichend beschrieben. Tatsächlich geht es, hochmodern, darum, einen «Entscheid» nicht nur unter Beteiligung möglichst vieler Bürger herbeizuführen – das ist noch zu

formal gesehen –, sondern mit ihrem Verstehen des Vorgangs seine Effektivität zu erwirken. Das ist die erfolgreiche Emanzipation von der «fürsorglichen» Regierungskunst: «Es ist dem Untertanen untersagt, den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen der Obrigkeit anzulegen...» (Sprichwörtlich dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zugeschrieben).

Die sprachlich vermittelten Verständigungsprozesse sorgen also dafür, dass die Kräfte geweckt und erhalten werden, die sich für das Gemeinwesen verantwortlich fühlen. Das ist mehr als das, was «die» in Bern oder Berlin – die Regierungen also – vermögen. Zentralistische Systeme sind deutlich erfolgloser, weil ihre Regenten mit ihrem «Planen» und Vorschreiben sehr klug sein wollen, aber kaum jemanden erreichen oder gar überzeugen können. Denn unter den Bedingungen der Moderne kommen sie mit ihrer obrigkeitlichen Steuerung von Bevölkerungen unweigerlich vor ein gravierendes Informationsproblem: Verstehensschwierigkeiten, mehr aber noch der Unwille über Vorgaben, lassen alle noch so klugen Pläne verpuffen und die überbordenden Kontrollsysteme tragen zum Untergang bei – das war eine der Ursachen für den Kollaps der DDR.

Bleibt das ungeliebte «Hochdeutsch». Aus der Bezeichnung wird schon ersichtlich: diese überdachende Sprache

ist anders als das Französische oder das Italienische. Die kommen ohne einen solchen Zusatz «Hoch-» aus, wie umgekehrt dieser auf eine besondere Entwicklung des Deutschen verweist. Betrachtet man die deutsche Sprachgeschichte, dann ist es ganz klar, daß das Schweizerdeutsche und sein alemannischer Dialekt zu diesem «Hochdeutsch» gehören. Die norddeutsch-preußische Ausprägung ist eine Übernahme der im Süden entwickelten Sprache. «Hochdeutsch» bezeichnet zunächst einmal die Sprachform des Deutschen, die im gebirgigen Deutschland, dem höheren Deutschland, also vom Wallis (!) bis zu einer Linie Köln – Leipzig – natürlich mit Varianten – gesprochen wird und bis ins 18. Jahrhundert hinein auch schriftlich verwirklicht worden ist – darauf insistierten die Zürcher Schriftsteller Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in ihrer berühmten Auseinandersetzung mit der sächsischen Variante dieses Hochdeutschen. Diese hatte sich aber seit der Reformation als führend vor allem dadurch durchgesetzt, daß diese hochdeutsche Schriftsprache ostmitteldeutscher («sächsischer») Ausprägung auch im niederdeutschen, also dem «niederländischen» Gebiet der norddeutschen Tiefebene übernommen wurde. Im 19. Jahrhundert kam diese – immer noch «hochdeutsche» – Schriftsprache vor allem in ihrer schriftgemässen Lautung («hochdeutsche Aussprache») aufgrund der Vormacht dieser Region

als Standardisierung in den Süden zurück – etwa mit der Aufforderung: nu sprechen Se mal richtig doitsch (also auch variant!). Tatsächlich ist dieses «Hochdeutsch» in Grammatik und den größten Teilen des Wortschatzes das Deutsch, das seit dem Mittelalter im Süden Deutschlands, vor allem in den fränkischen und alemannischen (einschließlich des Schweizerdeutschen) Regionalsprachen ausgeprägt und entwickelt worden ist, selbstverständlich auch mit einer eigenen Aussprache (im Alemannischen z.B. das charakteristische -scht/schp- für geschrieben -st/sp-). Deshalb ist für alle Süddeutschen der norddeutsche Sprachklang so ärgerlich: weil er für ihre Ohren nicht vertraut klingt, und zudem als überheblich empfunden wird. Denn auch ein Süddeutscher fühlt sich per se mit der deutschen Sprache eng verbunden, und eben nicht als Dialektsprecher, als der er allzu oft markiert wird. Die Bundesrepublik Deutschland ist demnach kein einheitliches Sprachgebiet, vielmehr gibt es zum Teil gravierende Unterschiede, die wohl nicht auszugleichen sind. Wenn jemand aus Bremen in Freiburg «Möhren» oder «Porree» einkaufen will, einen «Klempner» im süddeutschen Telefonbuch sucht oder die Aufforderung «hebe Se emol» verstehen soll, wird ihm das nicht gelingen. Es gibt eben eine Standardisierungslücke im bundesrepublikanischen Deutsch bzw. unterschiedliche regionale Verwirklichungen des Standards («Hoch-

deutsch»). Das wird in letzter Zeit, wegen des Abflauens der zentralistischen Instrumentalisierung von Sprache, deutlicher herausgestellt: «Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: Das Problem der nationalen Varietäten» (so der Titel der Abhandlung von U. Ammon, 1995). Und natürlich gibt es auch unterschiedliche Vorstellungen und Realisierungen der «Hochlautung» (Sprachatlas zur Aussprache des Schriftdeutschen von W. König, 1989). Man kann also nicht davon ausgehen, daß alle deutschen Schriftsteller ihr Deutsch ausgerechnet im Raum Hannover gelernt haben (wo einer Fama zufolge das beste Deutsch gesprochen werden soll). Vielmehr lockert sich Deutschland sprachlich auf und läßt auch Varianten gelten, so dass der strikte Standard nur dort erforderlich ist, wo er funktionell notwendig ist (Wissenschaft, Verwaltung, Teile der Öffentlichkeit). Damit nähert sich Deutschland den schweizerdeutschen Verhältnissen und gibt endlich zu erkennen, daß die deutsche Sprache auf jeweils spezifische Weise im Süden und Norden der Bundesrepublik, in Österreich und in der Schweiz verwirklicht werden kann. Man sieht sich nun als Abbild der nicht immer angemessen gewürdigten europäischen Kraftmaschine «Vielsprachigkeit».

Das Schweizerdeutsch (deutlicher: das Schweizerhochdeutsch) gehört mit dazu als eine Variante der deutschen

Sprache. Es ist voll funktionstüchtig, wie sich jeder überzeugen kann, wenn er deutschschweizer Tageszeitungen liest oder offizielle Verlautbarungen (Verwaltung, Recht, Politik). Wer das genauer betrachtet, merkt schnell, daß hier Sachen und Verhältnisse zum Ausdruck gebracht werden, die ganz schweizerisch sind und deshalb ihren eigenen Ausdruck brauchen, den die deutschschweizer Sprachgemeinschaft dann auch gefunden hat.

Das Parlament tritt auf eine Vorlage ein, die Äufnung eines Aktiva-Bestandes, Anstösser, allenfalls (eventuell), Unterbruch, Umschwung und – jedem Autofahrer gleich auffallend – parkieren sind nur wenige Beispiele für eine



Vielzahl ganz eigener Ausdrücke und einer gewachsenen Sprachstruktur. Sie machen das Schweizerdeutsche erkennbar zu einer eigenständigen Variante des Deutschen.

02.3353 – Interpellation

Klärung der Verkehrsgesetzregelung in Kreiseln

Eingereicht von Gysin Hans Rudolf, Einreichungsdatum: 21.06.2002, Eingereicht im Nationalrat, Stand der Beratung: Erledigt

Eingabe im Nationalrat der Schweiz: «Der Kreisel als Ersatz von Kreuzungen bzw. zur Verflüssigung des Verkehrs findet in unserem Land immer mehr Verwendung. Die Praxis zeigt jedoch, dass zur korrekten Ein- und Ausfahrt und dabei zur Vorrangsregelung in ein- und insbesondere unmarkierten zweispurigen Kreiseln bei den Verkehrsteilnehmern immer noch grosse Unsicherheiten bestehen. Dadurch kommt es oft zu eigentlich vermeidbaren Kollisionen, aber auch unnötigen Rechtsstreitigkeiten.»

Bundesdeutsche Übersetzung: Der Kreisverkehr als Ersatz von Kreuzungen wird derzeit erheblich ausgebaut. Die Praxis zeigt jedoch, daß der Einmündungs- und Ausfahrtsverkehr in ein- und besonders in den unmarkierten zweispurigen Kreisverkehrsführungen zu großen Unsicherheiten in der Vorfahrtswahrnehmung führen. Dadurch kommt es vermehrt zu eigentlich vermeidbaren Unfällen und unnötigen rechtlichen Auseinandersetzungen.

Probleme gibt es allerdings, wenn man in der Deutschschweiz Medien oder Umgangssprache hört, was bis hinein in Verhandlungen reichen kann: dann dominiert eine stark dialektalisierte Aussprache und Sprachformen (Schwyzerdütsch), die kaum noch mit dem verschrifteten

Schweizerdeutsch zusammengebracht werden können. Das geht innerhalb der Deutschschweiz deshalb problemlos, weil deren Dialektalität ausschließlich auf dem Alemannischen beruht, also keine Konkurrenzen durch andere Sprachformen bestehen, vielmehr diese dialektale Umgangssprache sozial und pragmatisch in und für alle Schichten gilt. Damit ist die Dialektalität graduell stärker als beispielsweise in Bayern oder Schwaben und macht die Kluft zu der schweizer(hoch)deutschen Schriftsprache in letzter Zeit erheblich größer, weshalb die Romands über diese Dialektausrichtung schon länger klagen.

Noch deutlicher wird diese Problematik daraus ersichtlich, dass auch die Sprachausbildung in der Deutschschweiz bei dieser Dialektalität stehen bleibt (was in Bayern oder Schwaben nicht geschieht). Das fällt zunächst nicht so auf, weil im Schwyzerdütsch (also der gemeinsamen, dialektal orientierten Sprechsprache) Standardausdrücke und Internationalismen problemlos aufgenommen werden können. Aber: Sprachlichkeit muß mit einer ausgebauten Schriftsprache konvergieren, also Ausdrücke nicht nur rezipieren, sondern selbst ausarbeiten und gestalten, sonst werden die kognitiven Gewinne der wesentlich reicheren Schriftsprache in der Ausbildung und im weiterem Verlauf nicht erreicht. Denn einer dialektalen Sprechsprache fehlen entscheidende Bauprinzipien im

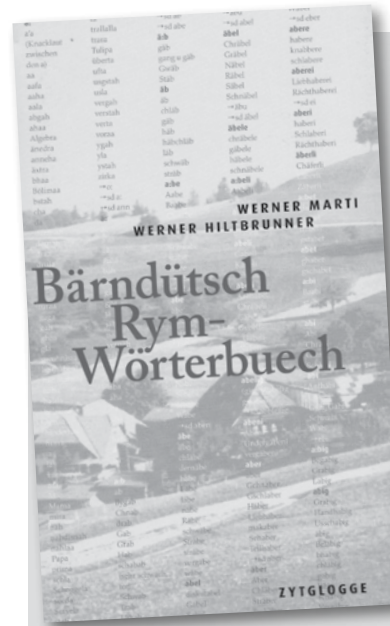
Bereich der Grammatik (Nebensatzkonstruktion von Kausalität bis zu Finalität, Zeiten- und Modaldarstellung usw.) sowie im Bereich der Wortschätze (hier müssen die schwierigen deutschen und die Fremdwörter zumindest bekannt gemacht bzw. positiv integriert werden). Notwendig ist also das Erlernen eines differenzierten und differenzierenden Sprachausdrucks. Dass dies im deutschschweizer Bildungsgang nicht (mehr) genügend beachtet oder gar wegen «Hochdeutsch» vernachlässigt wird, zeigt sich an dem Umstand, der vielen Schweizern gar nicht zusagt, der sich aber folgerichtig ergibt: die Übernahme von ausländischen Bewerbern (auch aus Deutschland!) in Berufe mit akademischer Voraussetzung. Die Schlussfolgerung ist klar: das international konkurrenzfähige Universitätsstudium erfordert in allen Fächern eine entwickelte Schriftsprachenbeherrschung. Daraus ergibt sich keinesfalls eine Zurücksetzung des Dialekts als Ausdrucksmöglichkeit, sondern – wie das eben in Deutschland und Österreich mit deren Dialektsprechern auch geschieht – die Entwicklung einer gut ausgebaute Variante der deutschen Schriftsprachlichkeit, die Dialektales, Eigenwüchsiges aufgreift und die schon vorhandenen Formen der schriftlichen Umsetzung ausnutzt.

Daraus ergibt sich die notwendige Nähe von gesprochener und geschriebener Sprache, so daß die Eigenheiten der schweizerdeutschen Sprache angemessen wiederge-

geben werden könnten. Damit wären auch die Bezeichnungskonkurrenzen aufhebbar, die «Schweizerdeutsch» für die dialektale Sprech- und Schreibweise (etwa in der Zeitschrift «Schweizerdeutsch» des gleichnamigen Vereins) in Anspruch nimmt, also für das, was ich hier «Schwyzerdütsch» nenne. «Schweizerdeutsch» stünde dann für die Schweizer Variante der deutschen Sprache(n), die derzeit auch abgrenzend und umständlich mit «Schweizer-(hoch)deutsch» bezeichnet wird. Die Deutschschweizer können sicher sein, daß sie mit diesem Schweizerdeutsch auch die «Deutschen» erreichen, sind die doch von ihrem Hoch-Deutsch herabgestiegen und wesentlich toleranter geworden: auch sie merken, daß Sprachunterschiede produktiv sind und daß das Nicht-Verstehen schnell behoben werden kann (Hilfen gibt es im Internet, übrigens auch für Deutschschweizer für ihre Variante «Schweizerdeutsch»: www.schweizer-sprachberatung.ch).

Für die Deutschschweizer ist es im übrigen nicht nur vorteilhaft, ihre Varietät der deutschen Sprache zu gebrauchen und weiter zu entwickeln, sie erfüllen damit auch das, was ihnen die Schweizer Verfassung vorgibt. Die Klage der Romands (neuestens: J.Ribeau, *La Suisse plurilingue se délingue*. 2010), daß sie oftmals keine schweizerdeutsche Sprache vorfänden, sondern nur Dialekte, hat ihre Berechtigung: bei gleich mehreren Nationalsprachen darf nicht

die eine in stark variierender Dialektalität realisiert werden. Damit wird nämlich das Gleichgewicht der sprachlichen Situation in der Schweiz gestört. Die Deutschschweizer müssen also dem Verfassungsauftrag aus Artikel 109 wieder mehr Geltung verschaffen und die eine der drei Hauptsprachen der Schweiz, nämlich die deutsche, gebrauchen und entwickeln, selbstverständlich und selbstbewußt in ihrer schweizerdeutschen Varietät.



Bärndütsch Rym-Wörterbuch

Werner Marti, Werner Hiltbrunner
Zytglogge

Ein Reimlexikon Berndeutsch?

Doch, das gibt es nun!

eine Pionierarbeit, diese Anleitung zum Verfassen von Gedichten. Ich kenne Leute, welche sogar behaupten, ein Reimlexikon inspiriere beim Dichten! Das reichhaltige Bärndütsch Rym-Wörterbuch wird diese Nebenwirkung gewiss auch haben. Mögen es alle lesen, die gerne Gedichte schreiben und dann nicht mehr «Bart» auf «Quark» oder «wäbe» auf «gäge» reimen.

Fritz Widmer

Der Sprachkreis Deutsch hat die Herausgabe dieses Bändchens finanziell unterstützt.

Begegnungen mit E. Y. Meyer

ALFRED REBER

Erste Begegnung – E.Y. Meyer, der Student

Vor etwas mehr als 40 Jahren fragte mich der damalige Direktor des Staatlichen Seminars Bern – einer Schule, die es längst nicht mehr gibt –, ob ich an einem Sonderkurs den Deutschunterricht übernehmen würde, ein kleines Pensum von bloss zwei Lektionen pro Woche: Ich müsste den Studentinnen und Studenten, die alle ein Maturitätszeugnis in der Tasche hätten, diejenigen Bereiche aus dem weiten Feld der deutschen Sprache vermitteln, die im Gymnasium kaum beachtet würden, für künftige Primarlehrerinnen und Primarlehrer jedoch von einiger Bedeutung seien, so etwa Sprachgeschichte und Mundartkunde. Ich sagte zu und versuchte, dem Dutzend junger Leute im Kurs das mir Aufgetragene beizubringen.

Schräg rechts vor mir sass ein schmaler, schwarzhäariger, bärtiger junger Mann; er verhielt sich zurückhaltend und still, meldete sich kaum zu Wort, war aber, das sah man seinen dunklen, fragend blickenden Augen an, keineswegs gedankenabwesend. Er hiess Peter Meyer. Zwei Jahre später erschien sein erster Erzählband «Ein Reisender in Sachen Umsturz» bei suhrkamp, nachdem eine der Geschichten daraus («Insel-

geschichte») schon 1970 in der renommierten Literaturzeitschrift «manuskripte» in Graz gedruckt worden war. Dass er, der sich den Schriftstellernamen E.Y. Meyer zugelegt hatte, mit seinem literarischen Erstling gleich bei suhrkamp aufgenommen wurde, erregte nicht geringes Aufsehen.

Ich konnte damals die schriftstellerische Laufbahn von E. Y. Meyer nur flüchtig verfolgen; seinen Erstling las ich morgens und abends im Regionalbähnchen, mit dem ich zur Arbeit fuhr. Dabei stellte ich fest, wie E. Y. Meyer in einzelnen Erzählungen Erfahrungen aus dem Sonderkurs und aus der Zeit seiner Tätigkeit als Primarlehrer eingearbeitet hatte; so vor allem in derjenigen mit dem auf den ersten Blick etwas befremdlichen Titel «GEMD-SCHULH 1834». Darin äussert der Autor z. B. seine Zweifel daran, wie Schulkommissionen Lehrerwahlen durchführen:

Als er dann zum ersten Mal vor eine Schulkommission getreten war, hatte ihn vor allem – und auch später immer wieder, wenn manchmal auch nur ein Teil einer Kommission anwesend gewesen war – deren Größe, jedesmal mindestens zehn Personen, erstaunt, und er hatte sich schon damals gefragt, wie es möglich sein solle, daß diese Leute innerhalb einer viertel oder einer halben Stunde ihnen bisher völlig unbekannte Menschen kennenlernen und, wenn möglich, noch am gleichen Tag entscheiden sollten, welcher von ihnen sich am besten für die ausgeschriebene

Stelle eigne. (Ein Reisender in Sachen Umsturz, suhrkamp taschenbuch 927, S. 64)

*Oder er schildert ein Schulhaus an einem fiktiv verfremdeten Landpraktikumsort, einem Emmentaler Dorf. Da wird – wie in weniger verfremdeter Form in noch intensiverer Weise in der Erzählung «Der oberste Tag» – erstmals das Emmental wichtiges Motiv wie später in den Romanen «In Trubschachen» und «Der Ritt». Ebenso wird E.Y. Meyers Interesse an der Architektur spürbar, ein Vorklang auf den Roman «Die Rückfahrt» mit den ausführlichen Schilderungen von Dienstreisen des Denkmalpflegers und auf spätere Essays zum Thema *Bauen und Wohnen – menschenwürdig oder menschenverachtend* – vor allem im Essayband «Plädoyer» von 1982.*

Vielleicht aus der persönlichen Beziehung zu dem Praktikumslehrer und dessen Familie, die entstanden war, heraus, war in ihm auch eine Vorliebe für Landschulhäuser entstanden gerade auch zum Schulhaus, in dem der Praktikumslehrer unterrichtete, das, kurz bevor er sein Praktikum angetreten hatte, vom Regierungsrat in die Liste der geschützten Baudenkmäler aufgenommen worden war, wie ihm der Praktikumslehrer erklärt hatte, als er ihn auf die Bauweise des Schulhauses hin angesprochen hatte.

Östlich der Kirche im oberen Dorfteil an der leicht ansteigenden Straße gelegen, bilde es zusammen mit der Kirche und dem Pfarrhaus eine historische Baugruppe, hatte

der Praktikumslehrer ausgeführt. Das Auge Gottes im Strahlenkranz – das auf dem Sturz über dem Eingang, zu dem die einläufige Treppe hinaufführe, abgebildet sei, und zwar, wie er sehe, zwischen der Inschrift des Sturzes GEMD-SCHULH (Gemeinde-Schulhaus) und dem Baudatum 1834 –, dieses Auge Gottes weise auf die ursprüngliche Verbindung von Kirche und Schule hin. Den Sturz selbst bekröne ein vorragendes Gesims ... Der zweigeschossige Baukörper erhebe sich über erhöhtem Kellergeschoß und werde von einem Krüppelwalmdach bedeckt – die Hauptfassade besitze fünf Fensterachsen mit geraden Fensterstürzen ... Der Eingang liege nicht in der Mittelachse, sondern, entsprechend der Doppelfunktion als Schulhaus und Wohnhaus des Lehrers, in der zweiten Achse von links – die nördliche Achse mit den zweigeteilten Fenstern sei ursprünglich ein Ökonomie teil gewesen, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu Wohnzwecken umgebaut worden sei ... Die Architektur der Schule übernehme den barocken Repräsentationsbau des 18. Jahrhunderts und verändere ihn im Sinne des Biedermeiers, indem die Kuben gestrafft und die Elemente vereinfacht würden – andererseits weiche die symmetrische Gestaltung einer funktionellen und weise damit bereits in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ... (Ein Reisender in Sachen Umsturz, suhrkamp taschenbuch 927, S. 66 f.)

Ein Erlebnis aus dem Sonderkurs liegt auch der letzten Erzählung, die dem ganzen Zyklus den Namen gab, zugrunde: «Ein Reisender in Sachen Umsturz». Der anonyme Er-Erzähler der Geschichte – ein Reisender und Wanderer nach dem Vorbild des Italienfahrers Johann Wolfgang Goethe – trifft im Hospiz auf dem Passo di Lucomagno auf eine Gruppe von Seminari-stinnen und Seminaristen, Reminiszenz an die Alpenexkursion, die E. Y. Meyer im Sonderkurs mitmachte. Übrigens – halb belustigendes, halb betrübliches Detail – der Titel «Ein Reisender in Sachen Umsturz» erregte damals die Aufmerksamkeit des Schweizer Staatsschutzes: über E. Y. Meyer wurde, wie er mir erzählte, ein Fiche angelegt.

In den folgenden Jahren übernahm ich die Leitung einer grossen Schule, was die Arbeitsbelastung derart erhöhte, dass mir kaum mehr Zeit blieb, mich in zeitgenössische Literatur zu vertiefen. Erst als ich 1987 das Amt des Schulleiters abgab und nachher noch ein paar Jahre als Deutschlehrer wirkte, wurde mir das wieder möglich; u. a. las ich E. Y. Meyers grossen Roman «Das System des Doktor Maillard oder Die Welt der Maschinen», 1994 bei Ammann erschienen.

30 Jahre später – Meyers Gotthelf-Roman «Der Ritt»

Im Frühling 2003 liess E.Y. Meyer mich durch einen gemeinsamen Bekannten um ein Treffen bitten: Er möchte mit mir ein Projekt besprechen; er arbeite nämlich an einem Roman über



Jeremias Gotthelf, dies im Hinblick auf die 150. Wiederkehr seines Todestages im Oktober 2004. Kurz danach kam er zu mir. In einer grossen Plastiktasche brachte er Materialien mit, Hauptstück: ein dicker, prall gefüllter Bundesordner mit Fotokopien von Buchseiten, von Dokumenten, mit Exzerpten, Notizen, Entwürfen. Aber nicht nur das: Er hatte auch einen schriftlich verfassten Fragenkatalog dabei, Fragen, auf die er bisher in seinen gründlichen Nachforschungen keine Antwort gefunden hatte.

Wir sassen einen ganzen Nachmittag beisammen; er skizzierte mir sein Projekt: Er wollte den 34jährigen Vikar Albert Bitzias auf seinem fünfstündigen Ritt am Neujahrstag 1831

von Bern nach Lützelflüh begleiten. Dieser Ritt von seiner dritten Vikariatsstelle an der Heiligegeistkirche in Bern an seine vierte und letzte in Lützelflüh betrachtete Meyer als schicksalhaften Wendepunkt im Leben des künftigen Schriftstellers. Was Bitzios während dieses langen Rittes ins tief verschneite Emmental gedacht und gefühlt haben musste, wie Erinnerungsfetzen mit Ausblicken in die Zukunft sich vermischt haben dürften, das bildete den Kernstoff des geplanten Romans. Dabei bediente der Autor sich der Technik der Montage: Er flocht wörtliche Zitate oder dem originalen Wortlaut angenäherte Passagen aus Texten des Vikars Bitzios und des Schriftstellers Jeremias Gotthelf ein. Sind es Ausschnitte aus Texten, die vor dem Ritt verfasst wurden – z. B. Briefe, Reisebericht von 1821, Predigten – so sind sie kursiv gesetzt, sind es Ausschnitte aus erst später entstehenden Schriften, werden sie als Gedanken des einsamen Reiters nahtlos in den Roman-text eingebaut.

Ich war beeindruckt davon, mit welcher fast leidenschaftlich zu nennenden Intensität E.Y. Meyer seine Nachforschungen betrieb, wie er die sozialen und geschichtlichen Verhältnisse jener Zeit zu ergründen suchte, um Leben und Denken des nicht mehr ganz jungen Theologen vor diesem Hintergrund verstehen und deuten zu können. Der folgende Ausschnitt aus dem Roman mag es belegen: Der Autor lässt Bitzios ungefähr auf halbem Weg in Walkringen einkehren; er

stellt im Gesicht des Wirts Spuren einer Verletzung fest und fragt ihn nach den Ursachen:

Als er die Rechnung beglich, fragte er den Wirt, ob er an Silvester bei einer Prügelei öppe für Ordnung habe sorgen müssen.

«Nein», antwortete der Mann, dem die Frage nicht überraschend zu kommen schien. «Ich bin gestürzt. Als ich etwas flicken wollte.»

Und nach einem Moment fügte er mit einem verschmitzten Ausdruck in den Augen hinzu: «Ein altes Haus und eine junge Frau. Da hat man immer etwas zu tun!»
Wirtshäuser waren Anker der Welt.

Gemeinsam mit den Kirchen.

Sie standen nicht nur örtlich beieinander.

Sie teilten auch Freud und Leid miteinander.

In allen Ehren.

In jedem Wirtshaus bildete sich ein eigener Ton.

Verantwortlich dafür waren die Wirtsleute, die ihrem Haus den Meister zeigten oder nicht.

Die Tränken am Weg konnten beides sein.

Gute oder böse.

Sie konnten dem Austausch von Nachrichten dienen.

Der Beratung. Dem gegenseitigen Unterricht.

Als Auskunftsstelle.

Sie konnten aber auch Spinnweben des Teufels sein.
Netze, in denen er seine Fliegen fing.
Vorhöllen. Zersittlichungsanstalten, in denen jegliches
Treiben geduldet war.
Volksbewegungen nahmen in den Gaststuben ihren An-
fang.
Was man dort unter vorgehaltener Hand sagte, wurde spä-
ter an den Versammlungen verkündet.
Im Bauernkrieg machten viele Wirte mit.
Mit den Bauern zogen sie aufs Murifeld vor die Stadt.
Die Patrizier konnten die Menge nur mit falschen Verspre-
chungen daran hindern, das Stadtgebiet einzunehmen.
Nachdem die Leute in ihre Höfe zurückgekehrt waren,
schlachteten die Staatstruppen die kleineren Haufen, die
sich noch bildeten, in Einzelgefechten ab.
Die Anführer wurden verhaftet.
Niklaus Leuenbergers Leichnam gevierteilt.
Je ein Stück an den vier Hauptstraßen aufgehängt, die zur
Stadt und von ihr wegführten.
Der erste Aufstand des Landvolks gegen die Herren in der
Stadt.
Sechzehnhundertdreiundfünfzig.
Die Pfarrer vertraten die Interessen der Herren.
Sie stammten aus dem Kreis der Patrizier.
Waren der verlängerte Arm der Regierung.

Das Münster war die ideologische Machtzentrale nicht nur
der Kirche, sondern auch des Staates.
Dort, wo in anderen Kathedralen das Symbol des Heiligen
Geistes seinen Platz hatte, prangte im Berner Münster ein
Berner Wappen.
Hoch oben.
In der Mitte der Chordecke.
Direkt über dem Taufstein.
Daß das Regieren den Menschen in die Beine fahre, daß
wenige es ohne Gefährdung ertragen könnten, war eine
alte Sage.
Die, die ans Anrichtloch gelangten, taten gewöhnlich zwei
Dinge.
Sie schlossen so viele als möglich von ihrem Kreis aus und
schonten sich gegenseitig.
Gegen Bemerkungen und Tadel fuhren sie von oben herab
los und stellten, was ihnen galt, als dem Staat gefährlich
dar.
So bildete sich aus der Demokratie die Aristokratie.

*Schlägereien in Wirtshäusern kommen mehrmals in Werken
Gotthelfs vor, ebenso stämmige, beherzte Wirte, die Ordnung
schaffen. Die Gedanken zum unterschiedlichen Charakter von
Wirtshäusern – wichtige Versammlungsorte oder «Spinnwe-
ben des Teufels» – entsprechen denjenigen Gotthelfs. Die Be-*

urteilung des Bauernkrieges, vor allem der Rolle, welche die Berner Patrizierregierung darin spielte, stimmt mit dem Urteil überein, das Gotthelf in der zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten Sagenerzählung «Die Rotentaler Herren» fällt. Es fällt zudem auf, wie genau der Autor auf kleinste Einzelheiten, die symbolhafte Bedeutung erlangen, Wert legt; hier etwa die Feststellung, im Berner Münster prange dort, «wo in andern Kathedralen das Symbol des Heiligen Geistes seinen Platz hatte», das Berner Wappen: «Hoch oben. In der Mitte der Chordecke. Direkt über dem Taufstein.» Diese paar Sätze zeigen zugleich eine tiefgreifende Wandlung in E. Y. Meyers Schreibweise. Brauchte er früher kunstvoll gebaute, oft mehrfach verschachtelte Sätze, so strebt er jetzt Vereinfachung an: Die Genauigkeit braucht darunter nicht zu leiden: Statt die Einzelelemente eines Gedankens, eines Bildes ineinander zu verschachteln, zerlegt er sie in knappe Sätze, Teilsätze, Wortgruppen. Jedes dieser Elemente fügt dem Gesamtbild einen Strich, eine Nuance hinzu; es kommt dabei auf die sinnvolle Reihenfolge an.

Früher Erfolg – «In Trubschachen»

Mit diesem Roman, 1973 erschienen, hatte E.Y. Meyer wohl den grössten Erfolg als Schriftsteller. Das Buch erlangte Kultstatus. Er sei selber, sagte er mir einmal, von diesem Erfolg völlig überrumpelt worden. Schon die Namenlosigkeit des

«Romanhelden» irritiert den an klassische Erzählmuster gewöhnten Leser. Der Autor lässt einen Studenten der Philosophie in der Woche nach Weihnachten mit schwerem Gepäck nach Trubschachen im Emmental reisen und dort ein bescheidenes Zimmer in einem Landgasthof beziehen. Er möchte in der Stille der Altjahrswoche eine Arbeit über den Philosophen Kant fertig schreiben. Der ganze Roman ist aus der Perspektive dieses Studenten geschrieben, der aber nie einen Namen erhält, sondern durchwegs ein «man» bleibt. Aber ein «man», das mit beängstigender Akribie alle Einzelheiten seiner Umgebung wahrnimmt und alle seine eigenen Handlungen peinlich genau protokolliert, als müsste es gleichsam eine Landkarte aufnehmen, um die Orientierung in der Welt und in sich selber nicht zu verlieren. Im nachfolgenden Ausschnitt wird das Hotelzimmer geschildert. Selbst die Tatsache, dass der Boden unter dem Lavabo, dem Waschbecken, wo auch der Papierkorb steht, mit einem «rechteckigen Linoleumstück» belegt ist, wird registriert. Entsprechend kompliziert ist der Satzbau: Lange Sätze, mehrfach voneinander abhängige Nebensätze. Den Schluss des Abschnittes bildet ein richtiger Monstersatz, den auch der geübte Leser kaum auf Anhieb überblickt, weil er nach zahlreichen Verschachtelungen, die z.T. als eigene Sätze zwischen Gedankenstrichen eingefügt sind, erst ganz am Schluss mit den Wörtern «sterben könnte ...» die Auflösung findet. Im Hintergrund wirkende Todesangst spie-

gelt sich sprachlich im stets weiter anschwellenden Satzgebilde, in der Angst, dieses Gebilde nicht mehr meistern zu können. Wenn man sich vor dem Hinuntergehen zum Abendessen noch waschen will, muß man die Seife und den Waschlappen dafür aus dem Koffer oder der Reisetasche nehmen, da wie in fast allen Gasthöfen und Hotels auch hier beim Lavabo (Waschbecken) an der Wand, die das Zimmer von dem seitlich angrenzenden Zimmer, das ganz auf die Straßenseite hinaus liegt, trennt, nur Handtücher bereit gelegt sind. Um den Koffer – wenn sich Seife und Waschlappen in ihm befinden – zu öffnen, legt man ihn am besten auf das Bett, das mit dem Kopfende an der Zimmerwand steht, die die Zimmertür enthält, wo man ihn dann auch liegen lassen kann, bis man vom Abendessen wieder hinaufkommen würde. Mantel, Halstuch und Pelzmütze hängt man an den Kleiderhaken an der Innenseite der Zimmertür, die sich gegen die Wand mit dem Lavabo zu öffnet und dabei, nach einer Drehung von etwas mehr als neunzig Grad, gegen einen an dieser Wand angebrachten roten Hartgummiring stößt. Die Handschuhe hat man in die Manteltasche gesteckt oder auf das Nachttischchen gelegt, das zwischen der Zimmertür und dem Bett steht. Über dem Bett hängt an der Wand, die die Zimmertür enthält und das Zimmer von dem seitlich angrenzenden Zimmer, das ganz auf das Nachbargrundstück hinaus liegt, trennt, eine aus einem Fa-

milienblatt – dem GELBEN HEFTLI, dem SCHWEIZER HEIM oder der SCHWEIZER FAMILIE – ausgeschnittene, gerahmte, aber nicht hinter Glas gesetzte, farbige Photographie eines aus einer Höhle hinausschauenden Fuchses. Die Seifenverpackung wirft man, ohne die SILVA-Cheques, die AVANTI-Punkte oder anderen Bons aus ihr herauszulösen, in den Papierkorb, der auf dem rechteckigen Linoleumstück steht, das unter dem Lavabo in den Holzboden eingelassen ist... Dann, nachdem man sich gewaschen hat, erinnert man sich – wie fast jedesmal, wenn man sich anschickt, in einem neubezogenen Hotelzimmer zu übernachten – wieder an einen seiner Lehrer und daran, wie er einmal, in einem Wintersemester, in einer Vorlesung über Tod und Leben – «Der Tod als philosophisches Problem» – erzählt hat, daß er jedesmal, wenn er in einem Hotelzimmer übernachtete, daran denken müsse, daß er in dieser ihm völlig fremden, nichtssagenden – nichts über ihn aussagenden –, für einen nichtexistierenden Durchschnittsgeschmack eingerichteten, von soundso vielen Menschen – ohne daß sie auch nur eine einzige Spur ihrer persönlichen Anwesenheit hinterlassen hätten – vor ihm und von soundso vielen Menschen – ohne daß sie auch nur eine einzige Spur ihrer persönlichen Anwesenheit hinterlassen würden – nach ihm benutzten (nicht bewohnten) Umgebung, zu der er keinerlei, aber auch überhaupt keine Beziehung habe – und das sei ein ihm

unerträglicher Gedanke – sterben könnte ... (In Trubschachen, Taschenbuchausgabe Lenos Verlag 2009, S. 17–19)

Ein Schriftsteller bei der Arbeit

Aus der Begegnung von 2003 entwickelte sich eine produktive Freundschaft. Ein Autor wie E. Y. Meyer, das wurde mir deutlich bewusst, hat es im heutigen Kulturbetrieb schwer. Seine Gründlichkeit, sein bohrendes Suchen nach der «wirklichen Wirklichkeit», wie es in einem unveröffentlichten Text heisst, führen ihn mit einer zwingenden inneren Logik dazu, Nachforschungen in die Breite und in die Tiefe anzustellen, einen ersten Entwurf zu überarbeiten, einmal, zweimal, mehrmals. Was ihm dann ein vollendetes Werk im kleinen deutschschweizerischen Büchermarkt einbringt, ist ein Trinkgeld. Beispiel: Am Roman «Der Ritt» arbeitete er mindestens ein Jahr; sein Autorenhonorar beträgt 10% des Ladenpreises; vom Buch wurden bisher etwas über 2000 Exemplare zum Preis von Fr. 32.– verkauft; man rechne: Etwa Fr. 6500.– für ein volles Jahr Arbeit!

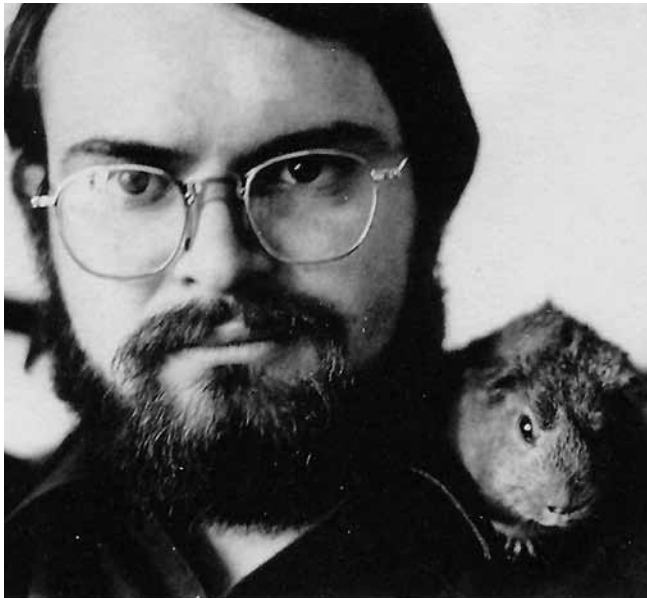
E. Y. Meyer ist es von Zeit zu Zeit ein Anliegen, sich mit einem Menschen seines Vertrauens über seine Projekte und Entwürfe auszusprechen, über philosophische Fragen, über «letzte Dinge» wie auch über Fragen der Form und des Stils. Aus wirtschaftlichen Gründen haben viele Verlage ihren Lektoratsdienst eingeschränkt; E.Y. Meyer bedauert diese Entwick-

lung und ist froh, wenn er freiwillige Lektoren in seinem engsten Freundeskreis findet; ich selber bin in den letzten Jahren in diese Rolle geschlüpft. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Sprachkreises Deutsch (SKD) kann ich ausserdem mehr oder weniger regelmässig Texte von E. Y. Meyer entweder in Erinnerung rufen oder erstmals an die Öffentlichkeit bringen wie im letzten Jahr seinen Essay «Von Novalis zu Novartis».

Den Schluss bilden soll ein unveröffentlichter Text. 1977 erschien sein umfangreicher Roman «Die Rückfahrt», leider vergriffen, bis jetzt noch ohne konkrete Aussicht auf eine Neuherausgabe. Aus der Entstehungszeit des Romans sind eine ganze Reihe Arbeitshefte erhalten mit Notizen, kürzeren essayartigen Texten, Auszügen aus Vorträgen, Büchern ... Einer der ausformulierten, aber nicht für den Druck bearbeiteten Texte handelt vom Schreiben. Mit der Erlaubnis des Autors gebe ich hier eine Abschrift davon:

Warum schreiben Sie? – Weil es mich interessiert herauszufinden, was Schreiben ist.

Was ist Schreiben? – Für mich ist Schreiben eine Auseinandersetzung mit Allem; mit allem, was den Menschen umgibt, und mit allem, was sich im Menschen befindet. Es ist deshalb eine Tätigkeit, die sich vom wissenschaftlichen Arbeiten unterscheidet und auch vom journalistischen, weil bei diesem Arbeiten *keine vorgegebene, ziemlich genau*



E. Y. Meyer mit Meerschweinchen „Miggu“, 1972

bestimmte Auswahl der Arbeitsbereiche vorgegeben ist, die sich immer nur aus sogenannten Tatsachen zusammensetzt; die Auswahl, die beim literarischen Arbeiten geschieht, stellt für mich im Gegenteil immer wieder sogenannte Tatsachen in Frage und versucht den tatsächlichen

Zusammenhängen, wie sie sich dem jetzt lebenden Menschen bieten, auf die Spur zu kommen. Gerade auch die verschleiern wirkenden *Moden* sind ein Gegenstand der literarischen Auseinandersetzung. *Worauf kommt es denn für den Menschen jetzt eigentlich an?* könnte man die Frage formulieren, mit der sich der Schriftsteller ständig auseinandersetzt. – Das ist natürlich nur ein ganz fragmentarischer Teil dessen, was Schreiben wirklich ist, und dem man nur durch Schreiben und Lesen näher kommen kann. – Dann hat Schreiben für mich auch sehr viel mit der *Vermittlung von Erfahrungen* zu tun. Wenn man will, hat das bereits mit der weniger wissenschaftlichen, als bereits literarischen Tätigkeit des Geschichtsschreibers zu tun. Schreiben scheint mir eine Möglichkeit zu sein, vielleicht Erfahrungen weitergeben zu können, dass wenigstens nicht *alle* Erfahrungen, welche die Väter und Vorväter schon gemacht haben, noch einmal gemacht werden müssen; als konkretes Beispiel dafür, dass das Vermitteln von Erfahrungen dem Menschen nur schlecht möglich ist, kann man hier den sogenannten Generationenkonflikt ansehen. Literatur, die für mich keine Erfahrungen enthält, interessiert mich nicht. Das ist es auch, was mich an der heute häufig anzutreffenden oder selbsternannten progressiven Literatur stört, die sich oft von unverdaulichem Angelesenen nährt. – Alles Andere ist dann eine Frage des Stils.

Rat auf Reisen

THEODOR ICKLER (SZ 7. JAN. 2011)

Mit dem Jahr 2010 ist auch die erste Amtsperiode des Rates für deutsche Rechtschreibung zu Ende gegangen. Im Dezember legte er den Kultusministern seinen Rechenschaftsbericht vor. Das konkrete Ergebnis der letzten vier Jahre: Der Rat schlägt den Politikern vor, 16 «forciert integrierte» Schreibvarianten aus dem Wörterverzeichnis von 1996 zu entfernen, weil niemand von ihnen Gebrauch mache: *Bu-tike, Kupee, Mohär, Sutane, Fassette, Kabrio, Krem/Kreme, Maffia, Maläse, Scharm* (inkl. *scharmant*), *Sketsch, transchie-ren, Katarr, Myrre, Schikoree, Schose*. Was der Bericht verschweigt: Zehn davon standen schon im alten Duden, haben also mit der Rechtschreibreform gar nichts zu tun. Auch ohne die Reform und den Rat hätte der Duden sie nach und nach getilgt, wie er es stillschweigend mit *Kautsch* und *Schofför* getan hat. Außerdem sollen vier Varianten neu aufgenommen werden: *Caprice, Clementine, Crème* und *Schmand*. Es geht also um ein wenig Kosmetik am Wörterverzeichnis. Warum sollten die Kultusminister Änderungsvorschläge annehmen, die trotz ihrer Geringfügigkeit den Neudruck aller Wörterbücher nach sich ziehen würden? Das müssen sich die Ratsmitglieder auch überlegt

haben. Vielleicht wollten sie sich mit ihren lächerlichen «Arbeitsergebnissen» nur einen Jux machen.

An die verbliebenen schweren Mängel des eigentlichen Regelwerks hat der Rat sich nicht herangetraut. Ein listiger Versuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, im Zuge einer redaktionellen Verbesserung der Regeln auch gleich die verunglückte Groß- und Kleinschreibung zu revidieren, wurde sofort durchschaut und abgeschmettert. Der Rat fühlt sich anscheinend weiterhin an die Weisungen der Kultusminister gebunden, die 2005 jede inhaltliche Weiterarbeit verhinderten und den Rat darauf festlegten, «die Sprachentwicklung zu beobachten» – wozu ein solches Gremium schon aufgrund seiner Zusammensetzung nicht in der Lage ist. Um diese offenkundige Verlegenheit wird auf den vierzig Seiten des Berichts in wortreichem Bürokratendeutsch und mit vielen grammatischen, stilistischen und sachlichen Schnitzern herumgeredet. Nur ein kleines Beispiel, um das Niveau der ganzen Unternehmung zu kennzeichnen: Weder der Vorsitzende Zehetmair noch die anderen 40 Experten scheinen zu wissen, was «Älchen» sind, nämlich keineswegs nur kleine Aale.

Was tut man, wenn man nichts tun darf? Die Wörterbuchredaktionen, die im Rat den Ton angeben, haben Statistiken erstellt, aus denen zum Beispiel hervorgeht: *Kamm-macher* wird nun durchgehend reformgemäß mit drei m

geschrieben, kommt allerdings praktisch nur im Titel von Gottfried Kellers Erzählung vor. Als Beweis für die hohe Akzeptanz der Rechtschreibreform ist das nicht gerade überzeugend. Interessanter ist das folgende Ergebnis: Unmittelbar nach 1996 konnte man sehr oft *Spagetti* und *Tunfisch* lesen, aber seither sind die Medien weitgehend zur alten Schreibung mit h zurückgekehrt. Trotzdem werden diese und andere Wörter (noch) nicht zur Rücknahme vorgeschlagen.

Im Berichtszeitraum tagte der vierzigköpfige Rat zehnmal an verschiedenen Orten Europas (Mannheim, München, Eupen, Wien, Vaduz, Bozen, Bern, Berlin), hinzu kamen Sitzungen der Arbeitsgruppen. Der Bericht beklagt die unregelmäßige Teilnahme, die eine kontinuierliche Arbeit erschwert habe. Vorsichtig gerechnet, waren also für den Vorschlag, *Butike* zu streichen, rund 20 Reisen erforderlich, 20 weitere für *Sutane* usw.!

Der Rat kann sich nicht selbst auflösen; diesen letzten Dienst können ihm nur die Kultusminister erweisen. Der anstehende Wechsel in der Besetzung wäre eine gute Gelegenheit.



Heurs et Malheurs d'un maître d'école

Jeremias Gotthelf, Edition L'Age d'Homme, Lausanne
39 Euro, ISBN 978-2-8251-3970-7

«Comme Franklin, Bitzios fait de la moralité religieuse et domestique la base de la liberté politique. Comme Pestalozzi, il concentrait toutes ses préoccupations sur les pauvres et les ignorants; à cela près qu'il illuminait de ses aspirations de poète ces mêmes questions que Pestalozzi discutait, lui, plus spécialement en pédagogue et en philosophe. Et enfin, comme Jean Paul Richter, il portait dans son âme cette tendresse géniale pour tous les êtres infirmes et souffrants, qui eût fait de chacun de ses romans un véritable événement pour Jean Paul, s'il avait été donné à celui-ci de les lire; et c'est aussi cette tendresse qui assure à Bitzios une des premières places dans l'histoire de l'humanité, non seulement parmi les poètes campagnards, mais parmi les plus puissants remueurs de passions humaines.» *Carl Manuel*

«Le plus grand écrivain réaliste de la Suisse, un original et un grand génie épique.» *Gottfried Keller*

Der Sprachkreis Deutsch hat die Herausgabe dieses Buches finanziell unterstützt.

Die Schule und ihre Rechtschreibungen im fünfzehnten Jahr der Rechtschreibreform

STEFAN STIRNEMANN

«Ein Sonderfall bildet *leid* bzw. *Leid*» – so schreiben die Schweizer Reformer und Rechtschreibräte Thomas Lindauer und Claudia Schmellentin in ihrem Buch «Die wichtigen Rechtschreibregeln» (2007). Gehört zu den sprachlichen Ausdrucksmitteln, welche die Reformer den Schülern vorenthalten wollen, neuerdings auch der Akkusativ («einen Sonderfall»)? Nein, hier spricht und schreibt nachlässigerweise die Schweizer Mundart mit. Zu denken geben muss aber vor allem, dass die Autoren nicht den geringsten Hinweis auf die Schicksale für nötig halten, welche der harmlosen Redewendung «Es tut mir leid» in den Jahren 1996 bis 2006 widerfuhr. Es ging ihr nämlich so: 1996, im ersten Jahr der Reform, wurde der grosse Buchstabe obligatorisch – «Es tut mir Leid». Nachdem diese Fehlschreibung jahrelang kritisiert worden war, schrieben die Reformer in ihrem Lagebericht vom November 2001:

«Die Sprachgemeinschaft hat sich nach anfänglichem Zögern an die Schreibung *Leid tun* mit substantivischer Interpretation von *Leid* gewöhnt. Eine neuerliche Änderung verunsichert unnötig und bringt die Wörterbuchverlage in Schwierigkeiten.» Am vierten Juni 2004 hiess es in einer Pressemitteilung der deutschen Kultusminister: «Für den Fall *Leid tun* wird die neue zusätzliche Variante *leidtun* eingeführt. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass sich eine eindeutige Entscheidung für adjektivischen und substantivischen Gebrauch nicht treffen lässt.» Im Juli 2006 war diese Entscheidung dennoch getroffen, und gemäss dem Regelwerk, das der Rat für Rechtschreibung vorlegte, war die Schreibweise wieder: «Es tut mir leid». Dieser neu-alte Stand der Dinge ist in der Schule bis heute nicht überall bekannt; noch jetzt, Januar 2011, schreibt die Untergymnasiastin Elsbeth, sehr klug und dreizehnjährig, den falschen grossen Buchstaben. Der Fehler liegt nicht bei ihr.

Das Beispiel steht für zahllose Wörter und Wendungen, welche von den Reformern entstellt oder abgeschafft wurden und die heute, wenn auch oft nur als Variante, wieder gelten. Lehrer und Schüler wissen in diesem Durcheinander nicht Bescheid, weil es keine Liste aller Problemfälle gibt. Dazu kommt, dass die Lehrmittel, auch ganz neue, eine überholte Rechtschreibung bieten und dass wichtige

und bewährte Lesetexte in herkömmlicher, für die Reformen also in falscher Rechtschreibung erscheinen. Ein paar Schlaglichter:

Im «Handbuch Rechtschreiben» (2004), verfasst von den Reformern Peter Gallmann und Horst Sitta, gehört «Leid tun» heute noch wie «Kegel schieben» zu den Verbindungen aus Nomen und Verb. Das Handbuch ist in allen Bereichen immer noch auf dem Stand des Jahres 1996, des ersten Jahres der Reform.

Im Übungsteil seines Lehrbuchs «Richtiges Deutsch» (2010) lässt Peter Gallmann die Schüler die Wendung «binnen Kurzem» in «binnen kurzem» verbessern, was zwar vernünftig ist, aber nicht dem Stand der Dinge entspricht. Solche Ausdrücke mussten herkömmlich und in reformierter Rechtschreibung bis 2004 klein geschrieben werden. Seither, und 2006 vom Rat für Rechtschreibung bestätigt, darf gross oder klein geschrieben werden. Im Theorieeil gibt Gallmann den Sachverhalt richtig an, hat es aber bis heute versäumt, den Übungsteil zu überarbeiten. Im besonders unzuverlässigen Referenzwerk der Schweizer Schule, dem Schweizer Schülerduden (2006), gilt wiederum nur die Grossschreibung als richtig: «binnen Kurzem»; Gallmann und seine Mitarbeiter, die für das Werk verantwortlich sind, wollen die Schweizer Schüler auf den grossen Buchstaben verpflichten.

Im Geschichtsbuch «Anno 1» (2009) werden Kommata weggelassen, die heute wieder gesetzt werden müssen: «Er zwingt die Königstochter Rhea Silvia Priesterin zu werden um seine Herrschaft vor unerwünschten Thronerben zu sichern.» Nach geltender Lehre ist das Komma nach «Rhea Silvia» wahlfrei (es zu setzen ist zweifellos besser), das Komma vor «um» ist wieder vorgeschrieben.

In den «Sternstunden der Menschheit» schreibt Stefan Zweig über den Komponisten Händel und sein Oratorium «Messiah»: «Jahr für Jahr führte er es in London auf, jedesmal den vollen Ertrag, jedesmal fünfhundert Pfund zum Besten des Hospitals überweisend.» «Jedesmal» ist nach neuer Rechtschreibung falsch, richtig ist «jedes Mal». Warum das so ist, ist ein Rätsel.

Besonders schädlich sind die vielen Fälle, in denen die neue Rechtschreibung eine Schreibweise als Variante auführt, die in Wahrheit eine eigene Bedeutung ausdrückt. Laut dem Schweizer Schülerduden ist ein «wohlbekannter Schriftsteller» dasselbe wie ein «wohl bekannter Schriftsteller». Betroffen von dieser unsinnigen Verfügung ist u.a. Franz Kafkas Erzählung «In der Strafkolonie», in welcher ein von Gerechtigkeitswahn besessener Offizier einem Reisenden seine unheimliche Hinrichtungsmaschine vorführt. Der erste Satz lautet so: «'Es ist ein eigentümlicher Apparat,' sagte der Offizier zu dem Forschungsreisenden und über-

blickte mit einem gewissermassen bewundernden Blick den ihm doch wohlbekannten Apparat.» Wie ein Blick in die Erstausgabe des Buchdrucks (1919) zeigt, schrieb Kafka «wohlbekannt» in einem Wort, meinte also nicht einen «doch wohl bekannten» Apparat. Auf diesen Satz Kafkas, der eine ganze Theorie der Reformer widerlegt, machte der Literaturkenner und Reformkritiker Friedrich Denk gleich 1996 aufmerksam. Nach fünfzehn Jahren ist der Fehler noch immer nicht behoben.

So müssen sich die Schüler mit ganz verschiedenen Rechtschreibungen auseinandersetzen, und sie werden den Schluss ziehen, dass Sprache und schriftlicher Ausdruck nicht gerade wichtig sind.

Dr. Konrad Hummler, designierter Verwaltungsratspräsident der NZZ, gab folgende Lagebeurteilung (NZZ, 17. November, 2010): «Sprache als spontane Ordnung – das hätte man bedenken müssen, als man vor bald 15 Jahren daranging, mit staatlichen Ordnungsvorstellungen in die bisher leidlich funktionierende Entwicklung der deutschen Rechtschreibung einzugreifen und behördlich das sogenannte Richtige zu dekretieren. Nicht nur die «behände, gräuliche Gämse» hat dieser Eingriff hinterlassen, sondern vor allem ein unsägliches Durcheinander in Schul- und Redaktionsstuben, wie man es in der Zeit vor der Rechtschreibreform nicht kannte. In Deutschland waren es die

Kultusminister (die sich heute öffentlich zum Irrtum bekennen), in der Schweiz das Konkordat der Erziehungsdirektoren, die EDK, welche der Sprache Gewalt antaten und staatlichen Zwang in einen gesellschaftlichen Bereich ausdehnten, der sich der Planung, Kontrolle und Korrektur inhärent entzieht. Ungefragt, selbsternannt, unverfroren und oft auch sprachignorant vergriffen sich die Politiker mit ihren Befehlsstrukturen am vitalen Leib der Sprache. Es wäre nun Zeit, wenn nicht zum Rückzug zu blasen, dann sich wenigstens klammheimlich aus der Peinlichkeit des Versagens zurückzuziehen und die weitere Entwicklung der privaten Seite zurückzugeben. Die dafür geeigneten Strukturen gibt es bereits; in der Schweiz ist es die rührige Schweizer Orthographische Konferenz (SOK), ein Zusammenschluss von berufenen Sprachexperten. Der Verzicht auf Staatstätigkeit in Bereichen, wo Staatsversagen zwingend die Konsequenz ist, hätte durchaus Vorbildcharakter. Die Geschichte der gescheiterten Rechtschreibreform lädt zum Weiterdenken ein.»

Bedenken und beurteilen muss man natürlich auch die politischen Abläufe. Was die Sprache betrifft, so lässt sich mit den Empfehlungen der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK) sehr gut weiterdenken und weiterarbeiten. Der «Wegweiser zu einer einheitlichen und sprachrichtigen deutschen Rechtschreibung», den die Arbeitsgruppe

der SOK ausgearbeitet hat, ist ein Auswegweiser. Er liegt diesen Mitteilungen bei und kann auf www.sok.ch ausgedruckt werden. Unter dieser Anschrift finden sich auch zahlreiche Artikel, u.a. zum Zustand der Lehrmittel und zur Lage der Schule.

Das in der NZZ erwähnte deutsche Bekenntnis zum Irrtum lautet so: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.» Abgelegt hat es Ministerin Johanna Wanka, die Präsidentin der Konferenz der Kultusminister.

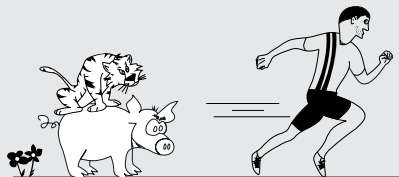
Der Autor unterrichtet Latein und Griechisch am Gymnasium Friedberg, Gossau (St. Gallen), und ist Mitglied der Arbeitsgruppe der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK).

SOK Schweizer Orthographische Konferenz

Die dpa meldet in amtlicher neuer Rechtschreibung:

Bombay setzt im Kampf gegen Menschen jagende Leoparden auf Schweine

Wer auf die amtliche Rechtschreibung setzt, schadet der Kommunikation.



- Die SOK setzt auf eine sprachrichtige und einheitliche Rechtschreibung.
- Setzen Sie auf die SOK, werden Sie kostenlos Mitglied, lassen Sie sich informieren!

Die Sprache gehört nicht der Amtsstube.

Sekretariat SOK | Frau Verena Widmer
Länggassstr. 7 | 3012 Bern | kontakt@sok.ch | www.sok.ch

Die SOK wird gefördert von

www.sprachkreis-deutsch.ch | info@sprachkreis-deutsch.ch



Sprachkreis Deutsch
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern



Deutsch lebt!

Ein Appell zum Aufwachen

Wolf Schneider, Cornelius Sommer, Josef Kraus, Walter Krämer, Paderborn 2010, 166 Seiten, fest gebunden, 14,80 Euro, ISBN 978-3-942409-01-8

Sind wir sprachlos geworden?

Nein, Deutsch lebt – wenn wir das nur wollen. Auch die Welt des 21.

Jahrhunderts lässt sich auf Deutsch benennen. Das zeigen Wolf Schneider, Cornelius Sommer, Josef Kraus und Walter Krämer in diesem Buch.

Steigen Sie ein in die Denkrunde, tanzen Sie den Synapsen-Tango (um nur zwei von über 3000 Vorschlägen anzuführen, die die Autoren für den Anglizismus Brainstorming gesammelt haben). Wenn Sie wissen wollen, warum in Schulalltag und Beruf Deutsch auch in Zukunft wichtig bleibt – hier erfahren Sie es.

«Ein wunderbares Buch, in dem alles zusammengefasst wird, was wir über Deutsch, Englisch und Denglisch wissen oder einmal wussten. (...) Das Buch macht uns schlau, indem es uns schlagende Argumente gegen Denglisch liefert. (...)»
(Gerd Schrammen in *Sprachnachrichten*)

«Ein lesenswertes (...) Buch, das jetzt im Paderborner IFB Verlag erschienen ist. Keine Geringeren als Wolf Schneider, Cornelius Sommer, Josef Kraus und Walter Krämer haben es geschrieben – Schneider als Altmeister des deutschen Journalismus; Sommer als international tätiger deutscher Diplomat; Kraus als Gymnasialdirektor und Präsident des Deutschen Lehrerverbandes; schließlich Krämer als Wirtschaftsstatistiker und Gründer des Vereins Deutsche Sprache. (...) Einer der Vorzüge von «Deutsch lebt!» ist, daß dieses Buch bei aller Fülle der Informationen, Einsichten, Vorschläge leicht zu lesen ist, es ermöglicht gerade auch dem «Sprach-Laien» den Zugang zu einem Problem, dessen Meisterung für den Fortbestand der eigenen Kultur entscheidend ist (...)»
(Horst Hensel in *MUT*)

Sprachkreis Deutsch SKD

Schweizer Orthographische Konferenz SOK

Schweizer Sprachberatung SSB

www.sprachkreis-deutsch.ch

www.sok.ch

www.schweizer-sprachberatung.ch